

Johann Ortner

Irgendwo in den Bergen Kaerntens liegt ein winziges kleines Doerfchen namens Lammersdorf. In diesem winzig kleinen Doerfchen wohnte einst eine unglaublich große Familie. Und weil das Doerfchen eben so winzig war wie es nun einmal war, und die Familie so groß war wie sie nun einmal war, gab es fuer die Lammersdorfer, wie sich die Bewohner des Doerfchens selbst nannten, jeden Abend neue spannende Geschichten aus dieser Familie zu erzählen.

Zuerst galt die gesamte Aufmerksamkeit und Interesse dem doch außerst ungleichen Paar Anna Tolazzi und Johann Ortner. Doch mit jedem Kind, welches in dieser Familie geboren wurde, und es waren schließlich 17 an der Zahl, wussten die Dorfbewohner von neuen spannenden Ereignissen zu berichten. Am Rande bemerkt: Dies ist mit ziemlicher Wahrscheinlich auch der Grund, warum sich in Lammersdorf langer Zeit das Fernsehgeraet nicht durchzusetzen in der Lage war.

Und so kam es, dass den vielen Erzählungen dieser Zeit, eine weitere hinzugefügt werden konnte.

Dies ist die Geschichte des Johann Ortner und seiner Familie...



Ich entsinne mich nicht, ob es eine sternenklare Nacht war oder Schneegestöber mein Protestgeschrei untermalte, als mir am siebzehnten Februar 1944 vor Mitternacht, im Zeichen des Wassermanns und des Affen, zum ersten Mal die Kälte dieser Welt durch die Glieder fuhr. Damit alles seine Ordnung hatte, verpasste man dem Stammhalten auch gleich den Namen seines Vaters und dessen Vaters Johann, denn es musste ja irgendwie weitergehen, trotz alliierter Luftangriffe, Euiwetof, Tscherkassy und anderer verlorener Schlachten. Ich übte mich also im lautstarken Protestieren gegen die Umstände in dieser Welt und wollte den misslichen

Verhältnissen auch gleich entfliehen, ein Charakterzug, der mir die Liebe zu Heimat und Tradition vergällen und mich zum notorischen Ausreißer und Wanderer durch die Welten machen sollte.

Am Morgen des folgenden Tages begann dann gleich meine musikalische Erziehung: Zweimal auf den Amboss und einmal auf das glühende Eisen, dann dreimal auf den Amboss und zweimal aufs Eisen, Vaters Solo oder im Duett mit dem Großvater, das klang schöner und interessanter, als das Gebimmel der Kirchenglocken, – dazu das Rauschen des Baches, vertastet von Großvaters Hängenuhr und – weil es ein sonniger Tag war – begleitet vom Gesang meiner bildhübschen Mutter. Ich hätte also durchaus Musiker werden können, was meinem Vater, da er in mir seinen logischen Nachfolger sehen musste, nicht recht gewesen wäre. Trotzdem bemühte er sich, meine Musikalität zu fördern, indem er mich später, ausgestattet mit einer geliehenen Trompete, bei der Musikkapelle unterzubringen versuchte. Das Kapellengetöse war nicht meine Sache und auch nicht die Schlepperei der zwanzig Kilo schweren Ziehharmonika, die er mir einmal zu Weihnachten geschenkt hatte: jeden Sonntag Nachmittag hinunter nach Willstatt zum Unterricht beim Messner und natürlich wieder den elendslangen Weg den Berg hinauf. Am liebsten hätte ich den Krempel irgendwo den Hang hinunterfollern lassen. Also verlegte ich mich aufs Singen, was dann in meiner pubertären Spätphase fast so was wie eine Leidenschaft wurde.



Meine ersten Jahre verliefen – trotz meiner starrköpfigen Eigensinnigkeit – durchaus harmonisch und glücklich, wozu die regelmäßigen Geschenkpackchen aus England und die Käsedosen aus Amerika nicht wesentlich beitrugen, denn hungern musste ich nicht, denn da gab es ja die zwei Kühe, die Schweine und Hühner und das bisschen Getreide und Gemüse auf dem Feld, das Obst und die Nüsse im Garten, was alles allerdings nicht ganz ohne Schinderei zu haben war. Hier lag dann, sobald ich Laufen gelernt hatte, mein Hauptbetätigungsfeld, nebst gelegentlichem Aufheben der Pferdefüße beim Beschlagen in der Werkstatt. Unser altgedienter Schimmel und meine Wenigkeit waren ein unzertrennliches Gespann und nur selten nahm mein Vater die Zügel in die Hand, zum Beispiel als meine Mutter beim Laubhacken von einer Esche gestürzt war, sich dabei die Wirbelsäule gebrochen hatte und auf Heu gebettet mit dem Pferdewagen ins Krankenhaus gebracht werden musste.

Außer dem Kommen und Gehen von Leuten in der Werkstatt und dem Ausgeliehenwerden an die Bauern zu Erntezeiten gab es da noch die Anwesenheit des krummbeinigen und wortfargen Michl, der alten Drese in der Kutsche mit ihren modrig schmeckenden Keksen und natürlich die des Großvaters mit seinen gelegentlich verteilten, nach Tabak stinkenden Zuckerwürfeln, sowie der Großmutter mit ihrem Nasenbluten und dem weiten Rock, in den ich mich beim Küehalten setzen durfte, wenn meine Zehen vom Raureif auf den Gräsern blau waren. All diese Leute trugen dazu bei, dass meine soziale Welt – wie man heute sagt – ziemlich komplex war, wozu auch die Tanten und Onkeln und der warmherzige, unter der Frauenherrschaft wenig leidende Großvater mütterlicherseits beitrugen: In dieser anderen Reichshälfte über dem Bach fühlte ich mich nie wohl oder gar zu Hause. Die von Jahr zu Jahr wachsende Geschwisterschar – nicht immer zur Freude meiner Mutter, denn sie wollte sich mal, als sie schon wieder schwanger war, die Pulsadern aufschneiden –

war für mich keine Herausforderung, denn die waren ja allesamt hinter mir und wenn nicht, so weiblich, wodurch meine Stellung nicht in Frage gestellt wurde. Sollte eines meiner Geschwister der Meinung sein, ich hätte die übrigen Geschwister dominiert, müsste ich mir überlegen, ob ich sie nicht eher ignoriert habe, und zwar in dem Sinne, dass sie einfach so selbstverständlich da waren, wie Vater und Mutter, und mein Interesse – wenn ich nicht ohnedies eigenbrötlerisch allein sein wollte – anderen Gleichaltrigen galt. Also, nach all diesem Menschengewimmel um mich wundert es eigentlich wenig, dass ich in meinen späteren Jahren beide Seiten kultivierte: das Alleinsein und gleichzeitig ebenso das mit Menschen Zusammensein, – den Lehrer in mir, den mächtigsten Familienmenschen und den eingebildet heroischen Einzelgänger. Vielleicht liegt das aber auch nur am Geburtsjahr 1944, denn in diesem Jahr lag der Lauf der Geschichte noch in den Kanonenrohren, und Einstein soll geschrieben haben, „Woher kommt es, dass mich niemand versteht und jeder mag?“, was ich zwar in dieser Form nicht von mir behaupten kann.

Heute neige ich eher zu Ansicht, dass sehr vieles einfach Zufall – oder pessimistischer gesagt – Schicksal ist. Ich hätte nämlich genauso gut Techniker oder Bauingenieur werden können, denn im Schmiedehaus und im Schuppen und rundherum gab es unendlich viel zu entdecken und vor allem, es gab keine Einschränkungen der Kreativität durch ein „Greif das nicht an!“ Im Eisenlager des Geräteschuppens lagen im wirren Durcheinander Maschinenteile und für eine mögliche spätere Verwendung aufgehobenes, womit ich stundenlang herumbasteln konnte, ein wahres Paradies für neugierige Buben. Als der Vater – in meiner Erinnerung ein wunderbarer, tapfer sein Schicksal meisternder Mensch, den ich leider nicht von Mann zu Mann kennen lernen konnte, weil er zu früh verstarb – mir das alte, funktionstüchtige Kriegszeitradio schenkte, zerlegte ich es mit Hammer und Beißzange in alle Einzelteile, weil ich herausfinden wollte, was da in den Birnen und Döschchen drinnen ist und warum das Ding auf wundersame Weise Töne ausspuckt. Diese Sache hab ich dann, als ich in die Hauptschule ging, eingehend studiert und nach der Hauptschule mich sogar bei einem Radiomechaniker in Spittal um eine Lehrstelle beworben, woraus eher wieder aus Zufall dann doch nichts wurde.

In der Volksschule war ich sehr gut und ich war vermutlich ein braves, gehorsames Kind, außer der Pfarrer oder die Frau Lehrerin Meier verlangten von mir, etwas zu tun, was ich für eine autoritäre Anmaßung empfand, wogegen ich heute noch ebenso allergisch bin wie damals. So sperrte mich Frau Meier einmal einen ganzen Nachmittag ein, weil ich mich weigerte, ein Rot-Kreuz-Abzeichen mit nach Hause zu nehmen und am nächsten Tag dafür eine Geldspende mitzubringen, – ich blieb starrköpfig standhaft. Weil ich lauter Günsler hatte in meinem Zeugnis, entschieden meine Eltern, in mich zu investieren und schickten mich



in die Hauptschule: das erste Kind aus dem Dorf, das nicht nur die Volksschule besucht. Das bedeutete, jeden Tag des langen Schuljahres sehr früh aufzustehen, den Berg hinunter zu rennen nach Pesenthein, mit dem Bus nach Spittal und am Nachmittag wieder zurück und den Berg hinauf. Auf dem Heimweg hab ich die Natur studiert, denn nachdem ich von Tante Kurrent eine dicke Schwarte von Kneipp mit vielen Bildern und Beschreibungen von Kräutern und anderen Pflanzen geschenkt bekommen hatte, habe ich mich zu einem begeisterten Botaniker gemauert, in welchem Fach ich auch später in der Mittelschule brillierte. Selbstverständlich legte ich zu Hause meinen eigenen Garten an, den meine Mutter, jedes Mal, wenn alles so schön gedieh und blühte, kurzerhand für die familiäre Versorgung in Beschlag nahm und ich ein neues,

noch ungerodetes Plätzchen für meine Pflänzchen suchen musste. Eigentlich schade, dass ich nicht Gärtner geworden bin, doch davon hielt mich eine andere Leidenschaft ab, die Bücher.

In dieser Zeit der Hauptschule hatte ich schon mein eigenes Zimmer, das ich mir im riesigen Dachboden des alten Hauses eingerichtet hatte, ohne Fenster, wo im Winter der Sturm das Bett mit Schnee zublies und im Sommer sich auch mal ein Vogel hinein verirrt und wo ich, im dunklen Verschlag dahinter, einen Bildband mit Bergen von Leichen aus irgendeinem KZ fand, nebst „Mein Kampf“, signiert vom großen Führer, was so ein übliches Hochzeitsgeschenk der Herrschenden damals war, wie mir mein verehrter Geschichtslehrer Lupowitz später erklärte. In meinem Zimmerchen gab es Platz für meine erste Büchersammlung und für all die anderen Dinge, die ich geheim halten und vor dem Zugriff meiner Geschwister schützen wollte, darunter Schwarzpulver für meine Papierraketen, elektrisches Zeug für meine selbstgebastelten Motore und fein Spielzeug sonstiger Art. Damals hab ich dann mein erstes Verbrechen begangen, wobei mir beim bloßen Gedanken daran heute noch mulmig wird. Also die Geschichte war so: Onkel Kurrent in Spittal hatte mir einen



Geldschein gegeben – ich denke, es waren hundert Schilling –, den ich in Millstatt beim Uhrmacher für die Reparatur seiner Uhr abgeben sollte. Am ersten Tag hab ich darauf vergessen und bin nicht in Millstatt ausgestiegen, und am nächsten Tag bin ich in die Buchhandlung gegangen und hab mir ein Heftchen „Das große Abenteuer“ gekauft, den Rest

wollte ich dem Uhrmacher geben. Das ging dann so Tag für Tag, bis sich so eine schöne große Sammlung von „Frische Saats“ und „Das große Abenteuer“ angesammelt hatte, die ich alle gierig verschlang und anschließend an meine Schulkollegen gegen einen Bissen von ihrer Schulhaue verlieh. Mit zu meinem Sündenfall hat vielleicht auch der Zögling eines Wiener Urlauberpaares beigetragen, der mir Stöße von Science-Fiction Heftchen mitgebracht hatte mit phantastischen Geschichten von fremden Welten und exotischen Sternen. Das böse Ende hatte ich vollständig verdrängt oder möglicherweise gedacht, ich könnte das Geld durch den Verleih wieder hereinkriegen, was illusorisch war, weil die Schulkameraden auch kein Geld hatten. Dann flog die Sache auf und ich wurde hochnotpeinlich und hochoffiziell einvernommen, gehörig bestraft und kriegte einen Eintrag in meine „Schulakte“. Ich hätte also auch ohne weiteres ein Dieb und Verbrecher werden können. Das Schicksal wollte es anders und die Angelegenheit hinterließ bei mir nur den Wunsch, ohne Geld auskommen und vor allem Bücher lesen zu können: Vielleicht sollte ich Bücher schreiben und dafür auch noch Geld bekommen. Beinahe hätte ich dies geschafft, denn schon in der Hauptschule und später in der Mittelschule waren meine Aufsätze fast immer eines „Sehr gut“ wert und durften der Klasse vorgelesen werden. Das Lesen von Büchern und die Liebe zur philosophischen Schöngesterei sehe ich heute aber eher als Flucht aus der Beengtheit der realen Umstände in eine Welt der freieren Gedankengebäude und phantastischen Landschaften, aber auch als Ausdruck meiner insgeheimen Furcht, irgendwo endgültig anzukommen, an einem Ort oder eine Situation festgenagelt zu sein, – wer weiß das schon!

In die letzten Jahre der Hauptschule fiel auch meine erste große und enge Freundschaft. Ich gehörte da schon wieder, nach Überwindung meiner Abneigung gegen diese Schule, zu den besten der Klasse, wie auch Wilfried, dem ich sehr viel verdanke. Nicht, dass ich faul war und einfach nicht nach der Schule zu Hause arbeiten wollte, sonder weil sein Elternhaus, in dem ich viele Nachmittage verbrachte,



Balken LBA 11. Jan. 1967 Foto Balken

so ganz anders war als meines: fröhlich, freundlich, offen, modern, gebildet, geordnet, sauber und wohlhabend bescheiden, auch sehr religiös, aber nicht so dunkel, schwermütig, rückwärtsgewandt und schicksalsergeben wie bei mir zu Hause. Er hatte vor allem Bücher und eine phantastische Sammlung von Matador Baukästen, aus denen wir wahre technische Kunstwerke zauberten. Unsere Wege trennten sich nach der Hauptschule, denn er ging in die Baufachschule und ich sollte zu Hause die Schmiedelehre antreten, was ich auch tat, nicht ohne neben der Arbeit auf dem Feld und in der Schmiede einen Fernkurs in Französisch und Elektronik zumindest anzufangen; – das Geld dafür ging mir einfach aus und mein Vater hatte auch feins, weil die Bauern ihre Rechnungen nicht bezahlen wollten und die Kinderschar

zu groß geworden war, wofür niemand in der Umgebung Verständnis aufbringen konnte oder wollte.

Ich hatte durch Wilfried, wie man so sagt, Blut geleckt und die Luft der Freiheit geschnuppert, also kam es, wie es kommen musste, – die Abnabelung, der große Bruch. Nach einem Jahr brannte ich durch, hinterließ einen Zettel mit der Mitteilung, dass ich weiter zur Schule gehen wolle. Ich hatte herausgefunden, dass es eine mittlere Schule gab, die kein Schulgeld verlangte, die Lehrerbildungsanstalt; nicht meine erste Wahl, denn eigentlich wollte ich ja, wie mein Freund, in die Baufachschule gehen. Ich fuhr nach Klagenfurt zur Aufnahmeprüfung und setzte mich gleich danach in einen Bus, von dem ich hoffte, dass er mich aus der fremden Stadt hinausbringen würde, landete in Ebental, ging schnurstracks auf einen Bauernhof zu und fragte, ob ich da wohnen könnte, gegen Mithilfe auf Hof und Feld versteht sich. Da hauste ich dann in einem Stallzubau mit dem debilen Knecht zusammen in einer winzigen Bude, wusch mich sommers wie winters am Hofbrunnen und bekam eine Schale warme Milch und ein Stück Butterbrot als Verköstigung, den Rest der Tage hungerte ich einfach durch. Irgendwie hatte sich im Laufe des Jahres die Sache mit meinen Erzeugern wieder eingereinigt, sie verziehen mir – was einige meiner Geschwister nicht so freierzig taten, denn sie warfen mir verständlicherweise vor, ich hätte sie im Stich gelassen und sei einfach, egoistisch wie ich einmal



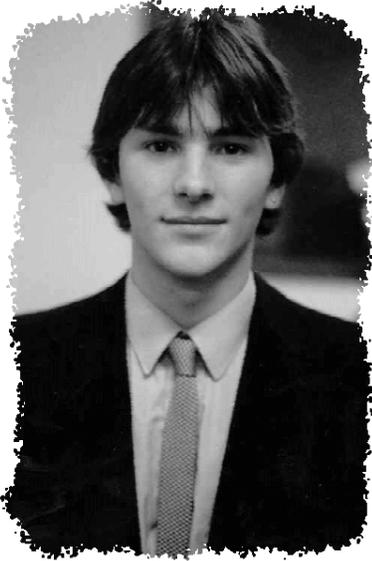
sei, weggerannt – und sie schickten mir, wenn sie konnten, im Monat hundert Schilling. Was folgte, war die schwierigste, aber auch die aufregendste und rückblickend gesehen vielleicht die fruchtbarste Zeit meines Lebens; ich besuchte ja auch die beste Schule, die man sich als junger Mensch vorstellen kann. Um die Vorkommnisse und Abenteuer dieser Zeit zu erzählen, müsste ich sehr viele Seiten vollschreiben. Zwei Dinge sollte ich erwähnen, die meinen weiteren Lebensweg beeinflussten: Ich hatte phantastische Lehrer, einige sehr gute Freunde, mit denen ich

musizierte und malte, Theater spielte und mit Kunsthandwerk ein wenig Geld verdiente, und ich hatte viele „Kameraden“ in ganz Österreich, mit denen ich jede freie Minute – kreuz und quer durch Österreich und halb Europa – unterwegs war, auf fast jeden Berggipfel stieg, dabei einmal unter eine Lawine kam und einmal im Schnee steckengeblieben beinahe erfrore, in einem Bergsee fast ertrank, mich über beide Ohren unerhört verliebte und, – ich hatte eine „Studienbibliothek“, deren Bücher sich wöchentlich in meinen wechselnden Behausungen stapelten. Aber auch diese Zeit ging – mit einigen Verzögerungen – einmal zu Ende und just davor verliebte sich ein hübsches Mädchen namens Brigitte in mich, der als eher schüchtern und unnahbar für Frauen galt.

So schnell erwachsen werden, heiraten und Kinder haben wollte ich partout nicht, denn ich wollte studieren, vielleicht Musik oder Malerei oder Physik oder gar Philosophie. Daraus wurde aber nichts, denn erstens war das schöne Mädchen hartnäckiger als ich und zweitens schlug da gleich nach der Matura wie eine Granate der Einberufungsbefehl zum Militär ein, – etwas Abscheulicheres konnte mir gar nicht passieren. Da robbte ich also im Dreck und sann auf Flucht, wenigstens auf kleine Fluchten, abends über die Kasernenmauer und schnurstracks zu meiner „Geliebten“, denn jetzt brannte in mir auch schon dieses verfluchte Flämmchen. Unerfahren in Liebessachen wie ich war, – der Kopf ist da ziemlich hilflos und die „Natur“ macht mit uns, was sie will – wurde mein Liebchen schwanger und das kurz vor ihrer Matura, was hieß: die Schule verlassen und schleunigst heiraten. Das war – auch weil ihrem Vater, dem gefürchteten, gehassten



„Tyranen“, just zur rechten Zeit das Herz stehen geblieben war – durchaus kein Drama, im Gegenteil, der reinste Himmel auf Erden, und sie machte auch die Matura extern nach. Entsprechend zelebriert wurde das Fest am zweiten September 1967 kirchlich und familiär mit Hochzeitsschmaus zu Haus, wofür meine Mutter mit meinem ausgeborgten Geld auch gleich beim Adeg in Spittal auf Einkaufstour ging, als gelte es, für die biblischen sieben mageren Jahre vorzusorgen, – für die schönste Frau auf Gottes Erden ein Anlass, unseren ersten kleinen Ehestreit vom Zaun zu brechen. So schickte ich mich also in mein Schicksal und wurde Lehrer, erst in Stall im Mölltal, dann am Gunzenberg bei St. Veit und schließlich, weil ich den lokalen Parteipolitikern ein Dorn im Auge war, was auf Gegenseitigkeit beruhte, in Gurf, mit allem Drum und Dran, wie Chorleiter des Männergesangsvereins und Kirchenchor und Gott sei Dank noch nicht Gemeinderat, aber das stellte man mir in Aussicht: ein triftiger Grund, die Flucht zu ergreifen!



Dem ersten, am ersten Ersten 1968 geborenen, eher ungewollten Kind verpassten wir den Namen Herbert, was in keinem Zusammenhang mit den Zeitereignissen, dem nahenden Ende des Prager Frühlings oder den Studentenaufständen und dem Vietnamkrieg zu tun hatte. Schon Jahre davor hatte ich Bekanntschaft machen müssen mit derlei Turbulenzen der Weltgeschichte, als ich nach dem Ungarnaufstand mit etwa hundert Flüchtlingskindern auf Integrationsurlaub nach Italien geschickt wurde, wo ich auf Ungarisch fluchen lernte. Ein Jahr nach dem Einmarsch der Sowjettruppen in Prag gab es erneut Zuwachs, das Urlaubsfind

Karin Elisabeth, welches am zehnten Juli 1969 das Licht der Welt erblickte, worüber es sich ärgerte, denn die Alice, wie sie genannt werden wollte, konnte ihren Geburtstag nie in ihrer Schulklasse feiern. Mit den beiden neuen Erdenbürgern gingen wir, weil im tiefroten Kärnten kein Platz für Abweichler war, nach Wien zum Studieren und wir waren, zumindest nach meiner Erinnerung, eine rundum, in- und auswendig glückliche Familie, sieht man mal von einigen Eifersuchtszenen ab, die ja als ein Zeichen für „wahre Liebe“ gelten.

Diese Zeit war nur insofern für das weitere Schicksal von uns Vieren von Bedeutung, als es sich um die ominösen nachachtundsechziger Jahre handelte, – man kann sich die Zeiten, in denen man sein Leben meistern muss, wahrlich nicht aussuchen. Ganz



konventionell verheiratet zu sein und in einer Kleinfamilie zu leben, galt damals als reaktionäres Übel und Kommunen und sich Marx und Mao auf die Brust zu heften als revolutionär fortschrittlich. Ein wenig links dachte ich ja auch, aber ich studierte nebst anderen reaktionären Dingen wie mittelalterliche Geschichte, Kunstgeschichte, Linguistik, Literatur und Psychologie vor allem „klassische“ Philosophie, womit meine weiter links fühlende Frau Brigitte nicht viel anfangen konnte, was ihrem Drang, sich endlich von mir zu emanzipieren, zusätzliche Nahrung gab. Da war ich also die Rolle des Märchenprinzen und strahlenden Helden los, welche jahrelang in Form eines großformatigen Hochzeitsbildes am Bahnhof in Spittal für alle sichtbar dokumentiert gewesen war. Vielleicht haben wir

es auch selbst vermasselt, dass aus dem Nestchenbauen und zusammen Alt-Werden – womit ich mich gerade erst so richtig angefreundet hatte – nichts wurde. Auf jeden Fall, die Angelegenheit wurde schließlich unerträglich und das Schicksal öffnete mir ein Tor zur Flucht an das andere Ende der Welt, was ich mit reichlich Tränen in den Augen sogleich annahm. Da in Japan lernte ich dann auch meine verzaubernde jetzige Frau Chieko kennen, der ich allerdings, weil ich ja nach der Scheidung im Jahre 1982 nie mehr zu heiraten mir vorgenommen hatte, erst nach mehr als zwanzig Jahren am sechzehnten Februar 2004 hochoffiziell angetraut wurde, weil schließlich doch alles seine Ordnung haben muss, wie sie und ihre lieben Eltern meinten.

Endlich lernte ich die weite Welt kennen, blühte auf und fühlte mich pudelwohl und frei und verdiente auch entsprechend gut, ein Umstand, der letztlich auch den chronischen Geldsorgen meiner Mutter plus Anhang ein wenig Linderung verschaffte. Auch diese Periode von fast zwölf Jahren in Japan und den Reisen kreuz und quer durch Asien würde ein Buch füllen, wollte ich sie erzählen. Besonders anzuführen wäre vielleicht, weil die hier erzählte Geschichte ja etwas mit meiner Stammfamilie zu tun haben soll, dass sich das Verhältnis zwischen meiner Mutter, den Geschwistern und mir ganz entscheidend verbesserte, was auch deshalb nicht weiter verwunderlich ist, weil wir einander nur gelegentlich für kurze Zeit ertragen mussten und der Nest auf das stolze Erzählen und Herzeigen beschränkt werden konnte.

Wie das im Leben so ist, werden die Umstände und Gründe, warum und wie man manches tut oder unterlässt, immer komplizierter und undurchsichtiger, je älter man wird, zumindest erscheint es einem so, was insbesondere auf das Faktum zutrifft, dass ich schließlich auch Japan wieder den Rücken gefehrt habe: wieder zurück in die Heimat und näher ran an die Familie und ein Häuschen im Grünen in den Bergen, auf zu neuen Abenteuern nach Russland, wo ich mich die nächsten fast acht Jahre herumschlug, oder einfach wieder Flucht aus der Beengtheit des Lebens als Universitätslehrer, oder auch alles gleichzeitig und einiges mehr, wer kann das schon

sagen. Den Rest meiner „Geschichte“ verschweige ich hier und diesmal, auch weil es zu lang und zu kompliziert werden würde.

Was die Schwerbegreiflichkeit der Lebensläufe wie der Geschichte betrifft, sollte ich abschließend aber noch zwei Erklärungsversuche anführen, die durch meinen Kopf geistern. Je älter ich werde, desto öfter denke ich über meine ungleichen Elternteile nach und oft träume ich von ihnen, als wären sie noch so lebendig, wie in meiner Kindheit.

Der Vater, ein eher stiller, ruhiger und besonnener, feinfühlig und ein wenig zur Melancholie neigender Mensch, der „seinen Platz ausfüllen muss, wo Gott ihn hingestellt hat, wie er zu sagen pflegte, – gebraucht und auch geachtet von den Bauern, aber doch ein Dienender am unteren Rand der dörflichen Hierarchie, – verwurzelt in der Handwerkertradition seines Vaters, aber doch wieder auch nicht. Sonntags saß er mit der gesamten männlichen Herrschaft oben am Chor neben der Orgel in einer hinteren Bank, weit oberhalb der Kinder, Greise und der Weibergesellschaft, obwohl er mit den Oberen recht wenig gemein hatte, wie er auch, zumindest meines Wissens, nie und nimmer ein Anhänger oder gar Parteigänger der braunen Herrenideologie war, davon trennten ihn Welten. Huf- und Wagenschmied war er zwar, aber sein Hang zum

liebvollen Detail, zum künstlerischen, erfindungsreichen Berewigen in Eisen unterschied ihn doch sehr von seinem Vater. Wie stolz war er und natürlich auch ich, der ich ja dabei mithelfen durfte, als der neue Feuerwehrwagen endlich fertig war und wie eine Hochzeitskutsche durch die Felder gezogen werden konnte, – oder das filigrane,



kunstvolle Eisentor am Eingang zum Friedhof für alle Gottesfürchtigen geöffnet und nach dem Ausgang der Sünder wieder fest verschlossen werden konnte. Wären da nicht die Umstände gewesen, die ihn festgenagelt hatten auf seinem von Gott unbedacht vorgesehenen Platz, hätte er auch durchaus ein Abweichler, ein Philosoph oder Künstler werden können, – aber so hat er sich die Nachbarstochter geangelt, deren Vater ein Handwerker war wie er, denn eine Bauerntochter zu heiraten, wäre wohl nie und nimmer möglich gewesen in diesen fast mittelalterlichen Verhältnissen.

Wie unterschiedlich war da meine Mutter, eine lebenslustige, sinnliche Frau mit ein wenig italienischem Blut in ihren Adern, gegen deren starke und tiefe Gefühlswelt kein Kraut gewachsen war. Ich glaube, dass meine Mutter mit beiden Beinen ganz fest auf der Mutter Erde stand, aber nicht wenige Fasern ihres Herzens auch zum Ausreißen und zur tiefen Depression neigten. Ich frage mich, wie viele der angeblich schicksalbestimmenden Gene ich – wie jedes meiner recht unterschiedlichen Geschwister – wohl von meiner Mutter und wie viele ich von meinem Vater habe. Neben der vorhin erwähnten Geschichte ihrer Verzweiflung ob des Kindersegens, den es vermutlich nicht in dem Ausmaß gegeben hätte, wäre damals, wie zu meiner Zeit, schon die Pille käuflich und von der Kanzel herunter nicht verdammt gewesen, fällt mir dazu noch eine andere bedrückende Geschichte ein. Eine geraume Zeit, nachdem ihr Mann dahingesiecht und schlussendlich gestorben war, hat es sie erst mir voller Wucht getroffen, das Bewusstsein ihres Schicksals, dass sie nun endgültig und bis ans Lebensende allein sein werde, und das hat die sonst so tapfere und starke Frau umgeworfen, und dies, obwohl sie zutiefst daran glaubte, dass Gott schon wisse, was er tut und dass er schon wisse, wofür alles gut sei, weshalb sie auch in der ersten

Zeit des Alleinseins zur eifrigen Kirchgängerin wurde. Aber das half leider nicht: Sie verfiel in eine tiefe Depression und wollte nicht mehr leben, zumindest sehe ich das so. Sie wurde, wie wir Kinder uns alle gut erinnern können, krank und kränker, wurde von einem Krankenhaus ins nächste verfrachtet und lag schließlich sterbenskrank und bewusstlos in einer Kellerwohnung in Grinzing in Wien, weil die Ärzte der Meinung waren, sie könnten ihr nicht mehr helfen, sie bräuchte für ihr gebrochenes Herz eher einen Psychologen. Da saßen wir, meine Schwester Michäla und die Ida und ich an ihrem Bett und waren verzweifelt, riefen noch mal den Notarzt, der sie wieder in ein Krankenhaus bringen ließ. Ich weiß nicht mehr, wie lange es gedauert hat, wie lange wir an ihrem Krankenbett gesessen sind, eine Nacht und einen Tag oder mehr, ihre Hand gehalten und mit der Bewusstlosen gesprochen haben. Irgendwann ist sie dann doch wieder aufgewacht und hat offensichtlich mitgekriegt, dass sie ja auch noch Kinder hat und nicht so ganz einsam und allein war. Von da ab ging es wieder bergauf mit der verhinderten Ausreißerin und sie kam wieder nach Hause und widmete sich fortan voll Hingebung und mit all ihrer mütterlichen Leidenschaft ihren Kindern.

Wie viel leichter hatte es da ich, und wie noch viel leichter hatten es meine beiden Kinder, die inzwischen erwachsen sind und voll Optimismus in die Welt schauen, wenn sie nicht gerade an die nichtendenwollenden Turbulenzen der Weltgeschichte denken, aber das ist eine andere Geschichte und sie liegt auch kaum in unserer Hand, oder vielleicht doch.

